

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr 45.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Frau von Berrue.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Als die Frau von Berrue nach Hause zurückkam, erkannte sie vor ihrem Spiegel, daß sie freilich die Gluth im Herzen des Fürsten auf das höchste hatte steigern müssen, und sie beklagte sich im Stillen über das Unglück, daß eine Dame nicht schön sein könne, ohne Verheerung anzurichten.

Der Fürst dagegen war in tiefe Trauer versunken und saß allein in seinem Cabinette. Endlich öffnete man jedoch den Kammer- und übrigen Hofherren, aber das Coucheur ging sehr still ab, bis plötzlich Se. Hoh. sein Haar *) zornig an das andere Ende des Zimmers warf und ausrief:

„Das muß ein Ende nehmen!“

Die Höflinge, welche nicht wußten, was diese Heftigkeit veranlaßte, meinten, Savoyen werde das Bündniß mit Ludwig XIV. brechen und die Partei Spaniens ergreifen.

3.

Der junge Fürst handelte so, wie Fürsten zu handeln gewohnt sind, deren Wünschen nichts widersteht, aber er vergaß, daß kein Monarch so mächtig ist, über eine Tugend zu triumphiren, die nicht unterliegen will. Die

*) Man bediente sich damals des Wortes „Perrücke“ nicht.

Liebe ist wie die himmlische Gnade, ein Gott sendet sie herab in die Herzen und wenn sie nicht angekommen ist, würde die Umwälzung eines Staates nichts vermögen; der Fürst sollte dies erfahren.

Am nächsten Tage überdachte die Frau von Berrue nochmals sorgfältig ihre Lage und sie erkannte die Nothwendigkeit, von den gefährlichen Vergnügungen sich fern zu halten. Wie schwer es ihr auch in ihrem Alter werden mußte, von Bällen wegzubleiben, so widerstand sie doch unerschütterlich den Einredungen und Bitten. Die Carroussells, die Spiele, die Bälle folgten aufeinander, ohne daß sie dabei erscheinen mochte. Der Fürst schickte vergebens Unterhändler, die Berrue grollten und zürnten vergebens, sie stellte sich krank und verließ ihr Zimmer nicht. Da indeß die Entbehrung der frischen Luft und der Bewegung ihrer Gesundheit nachtheilig sein konnte, bat sie um die Erlaubniß, sich auf das Land auf eines ihrer Schlösser begeben zu dürfen. Die verwittwete Gräfin, welche wohl errieth, daß eine geheime Absicht dabei zu Grunde liege, gerieth in Wuth.

„Ihr werdet nicht auf das Land gehen,“ sagte sie zu ihrer Schwiegertochter; „Ihr schießt den Hof bloß aus bösem Willen, um uns mit Er. Hoheit zu erzürnen. So handelt ein rechtlicher Mensch nicht und wir werden wohl Mittel finden, Euch zum Gehorsame zu bringen.“

— „Ich sehe wohl,“ antwortete die Gräfin, „daß ich Alles sagen muß. So erfahret denn, daß der Fürst in mich verliebt ist, daß er mir schon vor längerer Zeit

seine Liebe erklärt hat und daß ich das Schloß meide, um seinen Nachstellungen zu entgehen."

Die verwittwete Gräfin hätte nichts lieber gesehen, als daß der Fürst ihre Schwiegertochter liebe, weil sie aus einem solchen Verhältnisse Vortheile zu ziehen gedachte; die Erfüllung dessen, was sie kaum zu hoffen gewagt hatte, überraschte sie sehr.

"Das setzt Ihr Euch in den Kopf," antwortete sie "Se. Hoheit denkt nicht an Euch."

— "Ich versichere es, daß es die Wahrheit ist. Ich will Euch alle seine Worte wiederholen und Ihr werdet selbst erkennen, daß ich nicht anders handeln konnte als ich gehandelt habe.

Johanna von Luynes erzählte alles, was zwischen ihr und dem Fürsten vorgefallen war; aber die Schwiegermutter stellte sich, als glaube sie es nicht.

"Und wäre es denn ein großes Unglück," setzte sie hinzu, "wenn Se. Hoheit Euch den Hof machte? Euere Tugend muß sehr schwach sein, wenn Ihr nicht vier galante Worte hören könnt, ohne zu zittern. Aber es ist auch ganz unwahrscheinlich und ich würde eher glauben, daß Ihr die Aufmerksamkeit Sr. Hoheit auf Euch ziehen wollet."

Diese kränkenden Worte öffneten endlich die Quelle der Thränen, die in Strömen über die schönen Wangen der Gräfin flossen. Der Unfriede in einer Familie bleibt nie lange ein Geheimniß. Die Diensteute sprachen unter einander davon; das Gerücht verbreitete sich weiter und es gelangte allmählig selbst zu den Ohren des Fürsten, der die Nachricht für wichtig genug hielt, um auf dieselbe zu achten, denn für einen Liebenden sind alle Mittel gut, welche zum Zwecke führen.

"Was meine Rücksichtnahme und meine Ausdauer nicht erreichen konnte," dachte der Fürst, "wird die Dummheit der Berrue mir geben."

Von diesem Augenblicke an dachte er nur daran, den Streit zu nähren und die verwittwete Gräfin anzureizen, ihre Schwiegertochter zu peinigen. Wenn die alte Dame allein am Hofe erschien, fragte er sie scherzend, ob ihr Sohn noch nicht verheirathet sei, wie die französischen Damen sich benähmen, oder ob der Herr von Luynes seiner Tochter verboten habe, schlechte Gesellschaft zu besuchen. Diese böshafte Bemerkungen brachten die alte Gräfin zur Verzweiflung und erhöhten die Röthe ihres Gesichtes, über die man sodann lachte, um sie noch mehr zu ärgern. Bald verging kein Tag mehr, ohne daß in dem Hause der Berrue Thränen flossen.

Die Gräfin hatte im Geheimen an ihren Gemahl geschrieben, um sich an demselben eine Stütze gegen die Tyrannei der Familie zu bewahren. Sie setzte ihm alles auseinander, was geschah, ohne indeß die nächtliche Zusammenkunft mit dem Fürsten zu erwähnen, weil dies Dinge sind, die keine Frau ihrem Manne sagt. Sie suchte ihm begreiflich zu machen, daß sie um seiner und ihrer Ehre willen so kämpfe und daß er sie dabei unterstützen müsse, und folgte gewandt dem Mittelwege zwischen der Gefahr, den Grafen zu sehr zu erschrecken und jener, ihn nicht auf den rechten Gedanken zu bringen; aber dem Herrn von Berrue stand nicht immer besondere Klugheit zu Diensten. Er las das alles, ohne den Zweck zu sehen und bildete sich bloß ein, man zanke sich bei ihm wegen unbedeutender Galanterien. Er antwortete darum auch leichtfertig, er vertraue der Tugend seiner Frau und bitte sie, an den Hof zu gehen. Dann setzte er hinzu, wenn der Fürst auch wirklich verliebt sei, dürste es nicht gerathen sein, sich erzürnt zu zeigen, weil die Welt davon keineswegs in einer Art sprechen würde, welche dem Rufe der Gräfin nachtheilig sei. Auch die alte Gräfin schrieb an ihren Sohn und stellte ihm vor, daß er ihr behilflich sein müsse. Es kam darauf ein förmlicher Befehl von Madrid an die junge Frau, sich in den Willen der Schwiegermutter zu fügen und Johanna von Luynes sah nun ein, es würde keine Ruhe mehr für sie geben, wenn der Himmel ihr nicht zu Hilfe komme oder ihr einen Entschluß eingebe. Dies geschah wirklich, aber auf die traurigste Weise. Die Gräfin verfiel in Folge ihrer Aufregung in ein hitziges Fieber. Der Arzt, den sie rufen ließ, behandelte sie höchst sorgfältig und gewann dadurch ihr Vertrauen. Sie theilte ihm alles mit, was ihre Krankheit veranlaßt habe, und bat ihn um Hülfe gegen ihre Unterdrücker. Den Arzt rührte das Unglück und die Gefahr der lebenswürdigen Dame und er versprach ihr nach Kräften beizustehen.

Als die Gräfin sich auf dem Wege der Besserung befand, schickte der Fürst, der die Langeweile des Krankenzimmers zu benutzen gedachte, eine gewisse Dame zu ihr, welche ihm bei seinen Liebeleien behilflich war. Diese stellte der Frau von Berrue häufig vor, was sie gewinnen würde, wenn sie mit einer Familie breche, deren Albernheit und Böswilligkeit nie aufzuhören schienen. Sie zeigte ihr, daß ihre Lage sich nur verschlimmern müßte, daß der Kummer ihr Leben untergraben und der Herzog darüber sich gar sehr betrüben würde. Neben diese drohenden Schilderungen stellte sie angenehmere.

Sie sprach von einem freien und glücklichen Leben in Macht und Vergnügungen. Sie hielt ihr das Glück vor, sich an ihrer Familie durch Gunstbezeugungen und durch Verachtung zu rächen; sie machte sie aufmerksam auf den Vortheil, Befehle zu geben, als dergleichen zu empfangen, und einen Staat zu regieren, denn der Fürst würde ihr alle Regierungsangelegenheiten vorlegen. Wenn man bedenkt, daß Johanna von Luynes eine lebendige Phantasie besaß; daß sie kaum sechszehn Jahre zählte; daß die Langeweile in ihrem Alter schwer zu ertragen ist; daß die Berrue ihr keine Ruhe ließen, selbst während ihrer Krankheit, und daß der Geist immer auch die Schwäche des Körpers theilen muß, so wird man einsehen, daß solche Reden ihr junges Herz sehr beunruhigen mußten. Die Gräfin war verloren, hätte sie nicht der Arzt durch seinen Rath und seinen Schutz gerettet. Er berief die Familie zusammen und erklärte, wenn die Kranke nicht sogleich das Bad von Bourbonne brauche, würde sie dem Tode nicht entgehen. Dieser Verordnung mußte man sich fügen. Die verwitwete Gräfin hatte einen Bruder, Kapitelherrn, in Chambéry, der von Rheumatismus geplagt wurde; man schrieb ihm also, um ihm den Vorschlag zu machen, seine Nichte zu begleiten, und da er dies annahm, so reiste Johanna von Luynes vergnügt nach Frankreich ab und dankte von ganzem Herzen dem Arzte, der sie auf diese Weise rettete. Der Herzog von Savoyen merkte den Grund wohl, wagte es aber nicht, seine Einwilligung zu verweigern. Er gab ihr Urlaub auf drei Monate und die Gräfin fand an der Reise so großes Vergnügen, daß sie schon halb geheilt war, ehe sie in Bourbonne mit ihrem Dylkel, dem Abbé Scalix, ankam.

Der Herr von Luynes, der von dem Kummer seiner Tochter, der Frau von Berrue, noch nichts wußte, erfuhr zu gleicher Zeit ihre Krankheit, ihre Genesung und ihre Ankunft in Bourbonne. Er ersuchte den König um die Erlaubniß, Versailles auf zwei Wochen zu verlassen und begab sich zu seiner Tochter. Der ehrenwerthe Herzog erkannte sogleich an der Art, wie seine Tochter ihm mit Thränen in die Arme sank, daß ihr Herz sehr bedrückt sei.

„Ich sehe,“ sagte er zu ihr, „daß mein Kind mir Vieles zu gestehen hat, hoffe aber, daß ihr Gewissen nichts drückt, das mich beunruhigen müßte.“

— „Gewiß nicht,“ antwortete die Frau von Berrue, „Eure Ehre und die meinige sind noch unbesleckt, aber verschweigen kann ich es auch nicht, daß sie sehr gefährdet waren.“

Die Gräfin erzählte darauf vollständig, was sie von den Nachstellungen des Fürsten und von ihrer Familie erlitten hatte. Sie verschwieg auch nicht, daß sie der Versuchung bisweilen nur mit Anstrengung widerstanden und daß sie sicherlich in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ihr der Arzt nicht diese Reise nach Bourbonne verordnet hätte. Der Herzog von Luynes wechselte mehrmals die Farbe. Zuerst gerieth er in heftigen Zorn und er wiederholte mehrmals: „ich werde ihnen meine Tochter nehmen, mit Gewalt sogar, wenn es sein muß. Die Elenden würden sie ins Verderben stürzen.“

Seine Klugheit gewann indeß bald das Uebergewicht über die Leidenschaft; er sah ein, daß ein Bruch großes Aufsehen machen würde und daß er auf andere Mittel denken müsse, seine Tochter vor der Verführung zu sichern. Er dachte lange nach, wog das Für und Wider ab und kam endlich zu dem Entschlusse, an die verwitwete Gräfin und an den Gemahl zu schreiben, ihnen ihre Unklugheit ohne zu große Bitterkeit vorzuhalten, indeß mit der nöthigen Strenge, den Abbé Scalix zu gewinnen, damit er die Partei seiner Nichte der übrigen Familie gegenüber nehme, und wenn alles dies ohne Wirkung bleibe, die Gräfin nach Frankreich zurückzuholen, bis der Fürst von Savoyen sich in eine andere verliebt haben würde.

Dieser Plan war wohl ganz verständig, aber das Beste trifft hier auf so viele Hindernisse, daß man sich nicht genug wundern kann, wenn irgend ein Plan gelingt. Der Herr von Luynes besaß einen der edelsten Charaktere, einen festen Willen, Beredsamkeit und Klugheit und gerade darum mußte er scheitern, denn alle Berrue waren alberne und böswillige Menschen; man hätte ihnen gegenüber die Sprache der Dummheit führen müssen, sonst konnte man sie bloß erbittern. In seinem Briefe an die verwitwete Gräfin tadelte der ehrenwerthe Herzog mit Mäßigung die alte Dame darum, daß sie die Bedenklichkeiten der Gräfin, ihrer Schwiegertochter, nicht beachtet und dem rühmenswürdigen Vorsatze, die Ehre des Gemahls zu wahren, Widerspruch entgegengesetzt habe. Er versicherte, die Erzählung seiner Tochter völlig ruhig und unparteiisch angehört und in den Nachstellungen des Fürsten alle Spuren einer Leidenschaft gefunden zu haben, die um so gefährlicher sei, je verborgener sie gehalten werde. Nachdem er die Wittve aufgefordert hatte, die Sache noch einmal zu bedenken, fügte er eine Lobeserhebung der Klugheit hinzu, die sie künftig gewiß zeigen würde und schloß in einem Tone, der einen unerschütterlichen Vorsatz an-

zeigte, wenn man gegen seine Hoffnung nicht mehr Rücksicht auf die Bedenklichkeiten der jungen Gräfin nehme, würde ihn nichts in der Welt abhalten, seine Tochter aus einem Hause zurückzunehmen, das sich geehrt fühlen müßte, mit einem Manne von seinem Namen und Range verwandt zu sein.

Statt Neue bei dem Lesen dieses Briefes zu fühlen, zerdrückte die verwittwete Gräfin zornig das Papier und sagte, der Herr von Luynes sei ein impertinenter Mensch. Ihr ganzes fettes Gesicht zitterte bei den Verzerrungen, die sie in ihrem Zorne machte und die nachstehende Stelle in ihrer Antwort zeigte dem ehrenwerthen Herzoge vollkommen deutlich, mit welchen Leuten er es zu thun habe.

„Ich weiß recht wohl,“ schrieb die alte Dame, „wie eine junge Frau geleitet werden muß und bedarf dabei Niemandes Rath. Der Herr Herzog hat nicht bedacht, daß ich die Mutter des Herrn von Berrue bin und daß es lächerlich ist, mir zu rathen und mich zu lehren, die Ehre meines Sohnes zu wahren. Wir wünschen keinen Gelat, wenn es aber zu diesem Neuffersten kommen sollte, so würde man sehen, daß die Familie, mit welcher der Herr Herzog verwandt geworden ist, der seinigen weder dem Namen, noch dem Range, noch viel weniger dem Ansehen und der Macht nach nachsteht.“

Von der Antwort, welche der Herr von Berrue auf die edeln Vorstellungen des Herrn von Luynes gab, wollen wir ganz schweigen. Die Geisteschwäche zeigte sich darin so deutlich, daß der würdige Herr seufzte als er leise sagte: „ein solcher Dummkopf ist also der Gemahl meiner Tochter!“

Er verheimlichte indeß der Gräfin seine Unzufriedenheit und ließ sie glauben, er sei mit dem Herrn von Berrue mehr zufrieden als mit den andern. Da er die Hoffnung aufgeben mußte, die Verwandten seines Schwiegersohnes zum Einsuchen zu bringen, so wollte er wenigstens den Abbé Scalix benutzen. Er behandelte denselben deshalb sehr freundschaftlich und zeigte ihm ein Vertrauen, das dem Canonicus zu schmeicheln schien, und als derselbe versichert hatte, er würde von nun an der Ritter seiner Richte sein, setzte der Herzog mit blühenden Augen hinzu: —

„Seit den zwanzig Jahren, Herr Abbé, daß ich alt bin, habe ich in dem Beichtstuhle keine Todsünde zu bekennen gehabt; ich brauchte meinen Muth und meine Kräfte nur, um den Rest meiner Leidenschaften zu ersticken. Würde aber meine oder meiner Tochter Ehre

beleidiget, so soll kein junger Mann eifriger die Rache suchen, unversöhnlicher und grausamer sein als ich. Ich habe drei Söhne, die ihrem Vater gleichen, Herr Abbé; jeder von uns würde einem Gliede Eurer Familie das Leben nehmen, und ich schwöre Euch, wenn Ihr Euer Versprechen brecht, wird Euer Blut die Schmach abwaschen müssen.“

Als der Abbé einen Mann von diesem Alter und Charakter so sprechen und so aufgeregt werden sah, begriff er, daß die Drohung wohl zur Ausführung gebracht werden könnte; er antwortete deshalb zitternd, er würde so viel als möglich über die junge Gräfin wachen, nicht aus Furcht, sondern aus wahrer Liebe zu ihr, aus Theilnahme mit ihr.

Der Herzog suchte Herrn Scalix während seines noch übrigen Aufenthaltes in Bourbonne nicht noch mehr einzuschüchtern und als seine Pflichten ihn zu dem Könige riefen, umarmte er den Canonicus herzlich und sagte ihm, er würde ihm ewig dankbar sein für das, was er zu thun versprochen. Dann reiste er nach Versailles etwas beruhigter ab; er hatte jedoch nicht gewöhnt, daß der Dheim im Grunde ein Heuchler sei. Der Herr von Luynes hatte, wie man zu sagen pflegt, die Taube dem Geier übergeben.

4.

Der Canonicus Scalix gehörte zu den heuchlerischen Frommen, deren es damals viele gab. Er war in seiner Jugend im Genuß der Vergnügungen nicht eben mäßig gewesen und stellte sich jetzt, als sei er auf den rechten Weg zurückgekehrt, indem er die Vorschriften der Kirche streng und pünktlich erfüllte; aber es war dies nur eine Maske, mit welcher er sein ausschweifendes Leben verhüllte. Es gehörte die Dummheit der Berrue dazu, die seine Jugend wohl kannten, um die Gräfin einem solchen Manne anzuvertrauen. An dem Tage, da er seine Richte das erstemal gesehen, hatte er sich in dieselbe verliebt.

Mit exemplarischer Geduld hatte dieser Mann zuerst die Freundschaft der Frau von Berrue zu erlangen gesucht. Dies war nicht schwer, weil sie ein gutes Herz und die Offenheit der Jugend besaß. Uebrigens wünschte sie ihn als Stütze und Beschützer und sie entgegnete deshalb seine Liebkosungen mit kindlicher Hingebung. Der Canonicus hielt seine Absicht verborgen, bis zur Rückreise nach Savoyen, indem er auf die Zufälligkeiten der Reise rechnete. Man reiste damals nicht mit der jetzigen Bequemlichkeit und legte an einem

Tage nur eine kleine Strecke zurück. Der Herr Scalix mußte sich indes überzeugen, daß er es mit einer wirklich tugendhaften Frau zu thun habe, und richtete also seine Batterien anders.

Am sechsten Tage, als sie die Grenze Savoyens erreicht hatten, wurde die Frau von Berrue bei dem Gedanken an die Qualen sehr traurig, die sie in der Familie ihres Vatters von neuem erwarteten.

„Meine liebe Nichte,“ sagte da ihr Begleiter, „ich wette, daß ich es errathe, was Euch so betrübt macht; Ihr verlaßt Frankreich ungern und fürchtet neue Nachstellungen in Turin; aber Ihr bedenkt nicht, daß ich zu Eurer Vertheidigung da bin. Fürchtet also nichts und vertrauet meiner Liebe zu Euch. Ich werde in meine Heimath erst dann zurückkehren, wenn ich Euch mit meiner Schwester ausgesöhnt habe und sie versprochen hat, Euch nicht mehr zu quälen.“

Diese und andere nicht minder väterliche Worte erweichten allmählig das Herz der Gräfin. Sie vergoß Thränen der Dankbarkeit und küßte den Onkel auf die Wangen. Es war Abend geworden; man mußte in einem Gasthause absteigen, um die Nacht da zu verbringen. Scalix glaubte jetzt sein Ziel erreichen zu können; die junge Frau errieth indes seine Absicht, nahm ein Messer mit in ihr Schlafgemach und wartete hier auf einem Sessel. Scalix kam bald herbeigeschlichen, aber die Frau von Berrue empfing ihn mit den Worten: „so ist Euch endlich die Maske abgerissen, alter Heuchler; aber Ihr werdet den Tod hier finden.“ Sie ging mit geschwungener Waffe ihm entgegen und der Herr Scalix entwich so schnell als möglich. Dann sank die Frau von Berrue erschöpft auf ihr Bett, weinte heiße Thränen und betete zu Gott, er möge sie aus dieser Welt abrufen, in welcher sie nur Feinde habe. Am andern Tage setzten die Reisenden ihre Fahrt in peinlicher Lage fort. Die Gräfin vermied es, den Dheim anzusehen. So ging es bis Turin und die Frau von Berrue erblickte fast mit freudigem Gefühle das Haus, das sie bei der Abreise aus Frankreich so sehr gefürchtet hatte.

Die Schreiben des Herrn von Lynes hatten die verwitwete Gräfin nicht zu andern Ansichten gebracht; doch war dieselbe entschlossen, ein ganz anderes Benehmen gegen ihre Schwiegertochter zu befolgen. Sie sprach nicht mehr mit ihr und behandelte sie wie eine Fremde. Die andern Glieder der Familie traten in einen Bund mit ihr. Man sprach kein Wort mit Johanna von Lynes, wenn man es nicht nöthig hatte. In den ersten Tagen achtete die Gräfin nicht darauf. Sie glaubte

anfangs, sie könne leicht gleichgiltig bleiben bei der Kälte von Leuten, die sie nicht liebe; mit der Zeit wurde es ihr aber doch unerträglich.

Um allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir erwähnen, daß Scalix sich bei dieser Gelegenheit edel benahm. Er schien wieder gut machen zu wollen, was er verbrochen hatte. Er trat deshalb auf die Seite seiner Nichte, verwendete sich für sie bei den Berrues und hielt denselben ihr schmähhches Betragen vor, freilich ohne etwas bewirken zu können.

Die Feste hatten in Turin ununterbrochen fortgedauert. Man bat die Frau von Berrue nicht mehr, bei denselben zu erscheinen, aber nach jedem Ball im Schlosse nahm die Familie ihr rauhestes Wesen an. Nach zwei Monaten war die Geduld Johanna von Lynes erschöpft.

5.

Wenn die Frau von Berrue zu beklagen war, so führte doch auch auf der andern Seite der Herzog von Savoyen ein trauriges Leben. Die Liebe saß ihm diesmal fester im Herzen als je vorher und das Widerstreben der Gräfin machte ihm mehr Sorge, als die Fürsten in dieser Art gewöhnlich kennen. Seine Spione berichteten ihm fortwährend von dem Leben seiner Geliebten. Sei es nun, daß er Mitleid fühlte mit den Leiden, die sie ertragen mußte oder daß die Schwierigkeiten größer waren als er vorausgesehen hatte, genug er wollte wenigstens, indem er dem Glücke entsagte, das Herz der Undankbaren durch ein Aufsehen erregendes Opfer rühren.

Eines Morgens befanden sich die ältere und die junge Gräfin in dem Zimmer und arbeiteten, ohne ein Wort mit einander zu sprechen, als ein Diener rasch eintrat und meldete, Se. Hoheit sei eben mit Gefolge erschienen. Sie eilten dem Fürsten schnell entgegen und trafen ihn noch mitten auf der Treppe. Die verwitwete Gräfin hatte ganz den Kopf verloren, so daß die junge Frau vom Hause die gewöhnlichen Phrasen sprechen mußte. Der Fürst war vielleicht von zwölfen seiner Höflinge begleitet, die sich hinter ihm aufstellten, als er in den Lehnstuhl Platz genommen hatte, den man ihm brachte.

„Meine Damen,“ sagte er recht ernst, „es herrscht in Euerm Hause um meinetwillen Zwietracht und ich wünsche dieselbe zu beseitigen. Um Euch zu zeigen, daß ich genau unterrichtet bin, werde ich erzählen, wie die Sachen stehen. Man sagt, ich liebe die Frau Gräfin;

Ihr seid deshalb nicht mehr an den Hof gekommen; die verwittwete Frau Gräfin fand dies nicht recht. Man peinigt Euch in Eurer Familie und es wird nicht aufgehört, wenn ich nicht ein Ende mache. Ich erkläre also, daß ich die Frau Gräfin liebte, sie noch liebe und mein Herz ihr offenbart habe. Ich fand nicht das Glück, ihr zu gefallen. Um mir keine Hoffnung zu gewähren, weigerte sie sich demnach eben so klug als grausam, fern meiner Feste beizuwohnen. Die verwittwete Frau Gräfin behandelte also ihre Schwiegertochter ungerecht und ich fordere sie auf, ihr Benehmen gegen sie zu ändern. Ich könnte sagen, ich sei von meiner thörichten Liebe geheilt, aber ich gestehe, daß dies nicht der Fall ist. Die Feste und Bälle werden unterbrochen; ich verlasse Turin noch diesen Abend und schließe mich in meinem Schlosse Rivoli ein, um dort womöglich meine Ruhe wieder zu finden."

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Ein Rennpferd.) In einem englischen Werke über die Geschichte der Wettrennen lesen wir folgende Anekdote von einem Pferde, Aura, das einem gewissen Phidolas in Corinth gehörte und den Reiter bei dem Wettrennen (bei den olympischen Spielen) abwarf, aber immer fort lief, als sähe der Reiter noch auf ihm, seinen Lauf bei dem Schalle der Trompeten noch mehr beschleunigte, zuerst an dem Ziele anlangte und sich sodann zu den Kampfrittern begab, als wisse es, daß es den Preis gewonnen. Es wurde auch wirklich für den Sieger erklärt gegen die jetzige bei solchen Fällen gebräuchliche Sitte.

(Amerikanische Städte.) In den meisten Städten in den Vereinigten Staaten Nordamerikas sind die Straßen mit schattigen Bäumen bepflanzt, so daß sie angenehme Promenaden gewähren. So sind die Straßen in Salem an beiden Seiten mit Linden bepflanzt; vor den Häusern befinden sich Blumen-gärtchen und die meisten Gebäude sind von Wein- und andern grünen Blättern umrängt, so daß die Stadt ein reizend ländliches Aussehen hat. In Troy sind zwei Straßen, jede eine halbe Meile lang, an beiden Seiten mit Ahorn-, Kastanien- und Ulmenbäumen bepflanzt. In den Straßen von Boston, Charlestown, Roxburgh, Cincinnati &c. &c. sieht man viele tausende von Bierbäumen und diese empfehlenswerthe Sitte verbreitet sich in dem Lande immer mehr.

(Ein Gaunerstreich.) Vor einigen Tagen erschien in der Passage d'Orleans in den Tuilerien in Paris, als sich eben dort eine große Anzahl von Hin- und Hergehenden befand, eine

junge Dame, die ihrer Kleidung nach den höhern Ständen anzugehören schien. Wenige Schritte hinter ihr folgte ein junger Mann, der sie zu verfolgen schien und mit einem Male rief: „Da, kennt Ihr sie nicht? Da geht die Siftemischerin! Es ist Madame Lafarge, die sich durch Gold und Gönnerschaft ihre Freiheit zu verschaffen gewußt hat, trotz ihrer Verurtheilung.“ Die Menge der Neugierigen umringte die junge Dame sogleich dermaßen, daß sie nicht weiter gehen konnte, während der junge Mann seine Schmähungen noch immer fortsetzte. Vergebens behauptete sie, sie sei nicht die Madame Lafarge, sie kenne dieselbe nicht; vergebens strömten ihr die Thränen dabei über die Wangen, die Neugierigen drängten sich immer dichter und ungestümer um sie, so daß sie endlich von Krämpfen befallen wurde und zu Boden sank. Die nächste Schildwache vermochte es nicht, sich durch den ungeheuren Menschenknäuel Bahn zu brechen und es mußten Municipalgardisten herbeigerufen werden, die mit Gewalt durchbrangen und das junge Mädchen mit der größten Anstrengung aus dem Gedränge befreiten, um sie in das nächste Wach-local zu bringen, wo man die nöthigen Mittel anwandte, um sie wieder zu beruhigen. Dies gelang auch bald und die Dame entfernte sich. Die Menge hatte sich in der Passage d'Orleans, wo jene Scene vorgekommen war, ebenfalls zerstreut, doch kamen nach einiger Zeit mehrere, welche zugegen gewesen, an die Stelle zurück, um eine Busennadel, seine Uhr, eine Dose u. s. w. zu suchen, die ihnen im Gedränge abhanden gekommen waren und es ergab sich nun deutlich genug, daß der Vorfall zwischen dem Mädchen und dem jungen Manne abgekartet gewesen war, damit ihre Freunde, Gauner, in dem Gedränge eine reiche Ernte halten und sich sodann sicher entfernen könnten.

(Die Reiseumane.) Alphons Karr sagt in seinen „Wespen:“ man reiset nicht, um zu reisen, sondern um gereiset zu sein. Eine Reise zeigt weniger von der Sehnsucht nach dem Lande, nach welchem man sich begiebt, als von der Langeweile in dem, welches man verläßt. Einer meiner Freunde hat eine Blume oder Pflanze von jedem Orte in Italien mitgebracht, den er besuchte. Ich besichtigte dieselben und erkannte, daß er sie sämmtlich in meinem Garten auch hätte finden können. Er fand nämlich:

auf dem Grabe Virgils	— Wegebreit;
in der Grotte der Sibylle	— Weißen Klee;
an dem Cap Mysene	— Blaue Salbei;
in den elysäischen Feldern	— Immergrün;
in Pompeji in einem Hause	— eine Distel;
in Pompeji, im Hause der Vestalinnen	— Ruchererbsen;
in dem Tempel der Venus	— eine Klatschrose;
auf der Insel Ischia	— Peterfille;
in dem Palaste Neros in Rom	— eine Brennnessel;
in den Bädern des Caracalla	— Linfen;
auf dem Vatican	— eine Scenelle;
im Garten des Quirinals	— eine Rose;
in den Bädern des Titus	— eine Maßstede &c.

(Wie man eine Wette gewinnt.) Ein fashionabler Pferdekennner hat eine besondere Vorliebe dafür, die Leute von dem Pferde abwerfen zu sehen, und, um dieses Vergnügen häufiger zu genießen, nachstehendes Mittel erdacht. Er läßt ein Pferd von einem Burschen von etwa vierzehn Jahren vorreiten und wettet dann mit einem gewandten Reiter, daß er dieses Pferd nicht reiten würde. Die Wette wird natürlich angenommen. Kaum hat sich der Reiter in den Sattel geschwungen, so wird das Pferd wüthend, bietet alles auf, um den Reiter abzuwerfen und wälzt sich sogar. Warum? In dem Sattel des Pferdes sind Stahlspitzen angebracht, die es nicht berühren, wenn ein Knabe darauf sitzt, die aber durch einen schweren Mann ihm eingebrückt werden.

(Aebeutungen, zur Menschenkenntniß.) Kleidung: ein durch Geist und Verdienst ausgezeichnete Mann wird selten sehr große Sorgfalt auf seinen Anzug verwenden; gewöhnlich vernachlässiget er denselben sogar. Aerzte, Advocaten, Künstler u. s. w. wählen meist dunkle Farben; Krämer haben zwar auch einen schwarzen Anzug, sparen denselben aber zu Begräbnissen, Taufen u. s. w.; sie ziehen hellblau, braun und grün vor. Ein modischer Mann zeigt sich nie des Sonntag. An diesem Tage vermeidet es der Elegant, sich auf den Straßen zu zeigen und ein ächter Dandy scheut selbst einen weiten Umweg nicht, um eine öffentliche Promenade zu vermeiden. Lange Röcke und Palletots von brauner Farbe und schönem Tuche tragen die Bankiers, die reichen Kaufleute, wohlhabende Rentiers u. s. w.

Gesticulation: Der Redner, der seine Worte mit häufigen, mannichfaltigen und natürlichen Gesten begleitet, ist meist ein lebhafter glänzender Geist; noch häufiger aber ist der, welcher die Rede ohne die geringste Bewegung her sagt, ein schwerfälliger träger Geist. Ein verständiger Mann gesticulirt wenig, ein geistreicher mehr, ein schwachköpfiger gar nicht. Der eitele, leere, unwissende Schwächer gesticulirt heftig; er blinzelt mit den Augen oder reißt sie auf, öffnet den Mund weit oder preßt ihn zusammen, nimmt eine traurige oder heitere Miene an, je nach seinen Worten; er kommt denselben durch Bewegungen des Kopfes, der Arme und der Beine zu Hilfe; er biegt sich auf die eine oder die andere Seite, sinkt zusammen und richtet sich auf, kurz macht eine Menge Bewegungen, die an ihm Grimassen werden.

Stellung und Aenen. Der Narr wirft den Kopf zurück wie der Stolze, oder läßt ihn vorsinken wie der Kurzsichtige. Troß seinen trefflichen Augen lorgnetirt er stets oder blinzelt mit den Augen, wenn er spricht, oder stellt sich als höre er nicht, was man ihm sagt. Der Falsche stottert und überdenkt die Worte, ehe er sie auszusprechen wagt, und sieht Niemanden in das Gesicht. Der Mürrische, Unzufriedene hört mit gesenktem Kopfe, antwortet ohne aufzusehen, ohne das Gesicht nach dem zu wenden, mit welchem er spricht, und erweist Einem eine Gefälligkeit mit einer Miene, die eine abschlägige Antwort anzudeuten scheint. Der, welcher sich für eine wichtige Person hält, steckt die eine Hand zwischen die Westenknöpfe und legt die

andere auf den Rücken; das ist die Napoleonische Stellung. Der Narr rückt seine Cravatte durch kleine Kopfbewegungen, streicht den Backenbart oder legt beide Hände auf den Rücken. Der Dandy steckt die Daumen in die Armlöcher seiner Weste. Der Pflastertreter steckt die Hände in die Rocktaschen.

Die Stimme. Wir alle haben eine natürliche und eine künstliche Stimme. Die natürliche wird bei den Birthschaftsangelegenheiten, bei Geschäften und freundschaftlichen Gesprächen gebraucht; die künstliche, die Sonntagsstimme dagegen, bei öffentlichen Reden, bei ceremoniösen Visiten und bei Liebeserklärungen. Die Sonntagsstimme hat etwas Rauheres, mehr Gutturales als die gewöhnliche. Will jemand dies nicht glauben, so nehme man ihn an der Hand, führe ihn in eine Gesellschaft, die er nicht kennt und in dem Augenblicke, als er die Schwelle überschreitet, man höre.. er grüßt die Frau vom Hause mit der Sonntagsstimme. Die gemeine Stimme ist fast immer die Begleiterin eines trivialen Geistes, einer gemeinen Erziehung und eines Charakters ohne Auszeichnung. Eine kreischende Stimme gehört niemals einer Person aus der guten Gesellschaft an. Eine dünne Stimme verräth einen Mann von beschränktem Geiste und kleintlichem Character. Eine harte Stimme ist ein Zeichen von Kraft, Energie und Ausdauer, wenn sie nicht durch häufigen Genuß von Spirituosen oder durch Leben in schlechter Gesellschaft erworben ist.

(Wird fortgesetzt.)

(Eine Londoner Gerichtsscene.) Simpson, der Inhaber eines Liebhabertheaters in London, verklagte einen jungen Mann, der sich weigerte, die zweite Hälfte der 30 Schill. zu zahlen, welche er für die Rolle des Hamlet zu zahlen versprochen, und der in der vierten Scene des ersten Actes bei der Erscheinung des Theater verlassen hatte. Gregson, der Beklagte, nahm eine theatrale Haltung an und sprach, „ich bin gegangen, weil den Geist ein Mensch spielte, der seine Rolle nicht begriff. Statt zu schweigen, wie es einem Geiste ziemt und mir mit den Fingern zu winken, ihm zu folgen, lachte er mich an und fragte mich, wie sich meine Mutter befinde. Er verlor mir dadurch den Effect der schönen Tirade: „Engel der Barmherzigkeit, schüzet uns!“ Ich rief ihm zu: „Das ist schlechter Witz, lassen Sie mich in Ruhe!“ Das Publikum wußte diesen Dialog nicht zu deuten und zischte; deshalb hielt ich es für das Beste, mich zu entfernen.“ Der Besitzer des Liebhabertheaters erklärte darauf, er habe einen alten Schauspieler die Rolle des Hamlet fortspielen lassen und denselben bezahlen müssen. Der Richter mochte jedoch nichts mehr hören und wies beide Theile ab und zur Ruhe.

(Die neue Sekte.) In dem westlichen Theile Americas, hauptsächlich in Marietta, hat sich eine neue Sekte gebildet. Sie nennen sich Halcyonen und der neueste Zug in ihrem Glauben ist: „Aarons Brustschild, von den Juden Urim und Thummim genannt, müsse wiedergefunden werden, bevor die Todten auferstehen könnten.“

(Das Schwimmen.) Es galt unter den Römern für einen Grund zum Tadel, wenn Einer nicht schwimmen konnte.

„Er kann weder lesen noch schwimmen,“ pflegte man zu sagen, wenn man ausdrücken wollte, es sei Jemand ganz und gar unwissend.

(Kautschuk.) Dieser höchst merkwürdige Artikel, der noch vor wenigen Jahren als Ballast mit nach England kam, wird jetzt zu 4 Thaler das Pfund verkauft, wenn er in Faden gesponnen ist. Eine Anstalt in London spinnt jede Woche so viel Kautschuk, daß der Faden von London nach Canton reichen würde, von wo der Stoff eingeführt wird. In England sind auf Erzeugnisse aus Kautschuk zwölf Patente genommen worden, und diese haben mehr gekostet als in England für allen Kautschuk bezahlt worden ist, seit derselbe einigen Werth hat. Man macht gegenwärtig in England und Frankreich Versuche, mit diesem Stoffe die Schwindsucht zu heilen (!).

(Ein Binzel für Bücherverleiher.) Eine englische Dame von Rang schreibt seit einiger Zeit oben auf das Titelblatt aller ihrer Bücher, die sie an ihre Freunde verborgt: „Gestohlen von Lady E. F. B.“ Dies hat eine außerordentliche Wirkung. Gegen alles Herkommen werden die Bücher zurückgegeben, sobald sie gelesen sind.

Generalcorrespondenz.

In Bologna soll ein Mechaniker Regenschirme erfunden haben, die man bequem in der Tasche tragen kann. Der Stock ist hohl und läßt sich bis auf die Länge von acht Zoll in einander schieben wie ein Perspectiv. Die Schirmbede ist von Gummielastium, das auf eine neue Art zubereitet wird. Spannt man den Schirm auf, so dehnt sich das Gummi über die ganze Breite aus und wird der Schirm zusammengelegt, so zieht es sich auch wieder auf eine Fläche zusammen. Uebrigens sollen die Schirme sehr wohlfeil sein. —

Die enthusiastischen Amerikaner haben der Tänzerin zu Ehren ein Dampfschiff „Fanny Elster“ genannt. —

Es ist in Frankreich von neuem ein schreckliches Unglück durch Genuß von Pilzen geschehen. Eine Frau hatte mehrere solche Gewächse gesammelt und zeigte sie ihren Nachbarn, die ihr jedoch abriethen, dieselben zu essen, weil sie schlecht wären. Die Frau richtete sie aber doch zum Abendessen vor. In der Nacht wurde sie nebst ihren drei Kindern von den heftigsten Schmerzen befallen. Man schickte zwar sogleich nach einem Arzte, aber das Uebel war schon zu weit vorgeschritten. Am nächsten Tage starben zwei Kinder und den Tod des dritten und der Mutter erwartete man jeden Augenblick. Der Mann der Frau war zwei Tage abwesend gewesen und fand bei seiner Rückkunft seine Familie so wieder. — Da jetzt die Zeit ist, in welcher die Erde sich mit

zahlreichen Arten von Schwämmen und Pilzen bedeckt, dürfte eine erneuerte Warnung vor dem Genuße dieser Gewächse nöthig sein. Es ist nicht selten sehr schwer, einen giftigen Pilz von einem nicht giftigen zu unterscheiden und da sie überhaupt alle sehr schwer zu verdauen sind, so kann man im Genuße derselben nicht mäßig genug sein. —

Aegypten ist nie seiner Weine wegen erwähnt worden. Herodot sagt, das Land habe zu seiner Zeit keinen Wein getragen. Der Dr. Bowring erzählt jedoch, daß Ibrahim Pascha, der älteste Sohn des Vicekönigs, mehrere Versuche gemacht, den Weinbau einzuführen und auch wirklich recht guten Wein erhalten habe. Der rothe Wein besonders soll dem gewöhnlichen spanischen gleichkommen. —

Ein armer Mann in Udine, der Hauptstadt von Friaul, der von einem tollen Hunde gebissen worden und bereits von der Wasserscheu befallen war, wurde dadurch geheilt, daß man ihm eine gewisse Quantität Weinessig aus Versehen statt eines andern Getränkes gab. Der Graf Vernissa, Arzt in Padua, versuchte, sobald er Nachricht von dieser Heilung bekam, dasselbe Mittel an einem Kranken, der in das Hospital jener Stadt gebracht wurde; er gab ihm früh ein Pfund Weinessig, ein anderes zu Mittag und ein drittes Abends. Der Kranke wurde schnell und vollkommen geheilt. Jedenfalls verdient das Mittel geprüft zu werden. —

Man hört auch dieses Jahr wieder von mancherlei seltsamen Wetten. Man versichert, ein Mitglied des Jockey-Clubs in Paris habe gewettet, eine halbe Stunde Wegs auf den Händen zu laufen und eher an das Ziel zu kommen als ein Pferd, das man rücklings laufen lasse. Es sind dies Wetten, wie sie in früherer Zeit in England häufig vorkamen, wo z. B. Jemand wettete, funfzehn engl. Meilen in der Stunde zu reiten ohne Sporen und Sattel und verkehrt auf dem Pferde sitzend, mit dem Gesichte nach dem Schweife zu, oder ein anderer, früher an einer gewissen Stelle in Reiterstiefeln zu kommen, als ein anderer mit einem aufgespannten Regenschirme. Endlich wettete ein Dritter 1000 Pf. St., auf allen Bieren und maskirt um fünf Uhr früh im Hydepark herumzukriechen und seine ebenfalls maskirte Frau dabei auf dem Rücken zu tragen, die nahe an 200 Pfund wog. —

Man hat in Paris eine Art Wagen erfunden, die mittelst einer sinnreichen Vorrichtung dem Kutscher die Mühe ersparen, von seinem Sitze herunterzusteigen, wenn er auf demselben bleiben will. Auch wird durch diese Vorrichtung der Bediente entbehrlich, wenn man ihn sonst nicht befehlen mag. Es genügt nämlich, im Innern des Wagens einen leicht zu fassenden Knopf umzudrehen, worauf der Kutschentritt in dem Verhältnisse wie der Kutschenschlag geöffnet wird, sich hinabläßt. Ebenso schlägt er sich von selbst wieder zusammen, wenn man den Kutschenschlag schließt. Ferner hat man an einer Achse festgemachte Räder erfunden, die durch das Umdrehen die Entfernung des zurückgelegten Weges angeben. —